

HEYNE <

MILES CAMERON

DER ROTE KRIEGER

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Michael Siefener

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:

THE RED KNIGHT



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 07/2013

Redaktion: Joern Rauser

Copyright © 2012 by Miles Cameron

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany

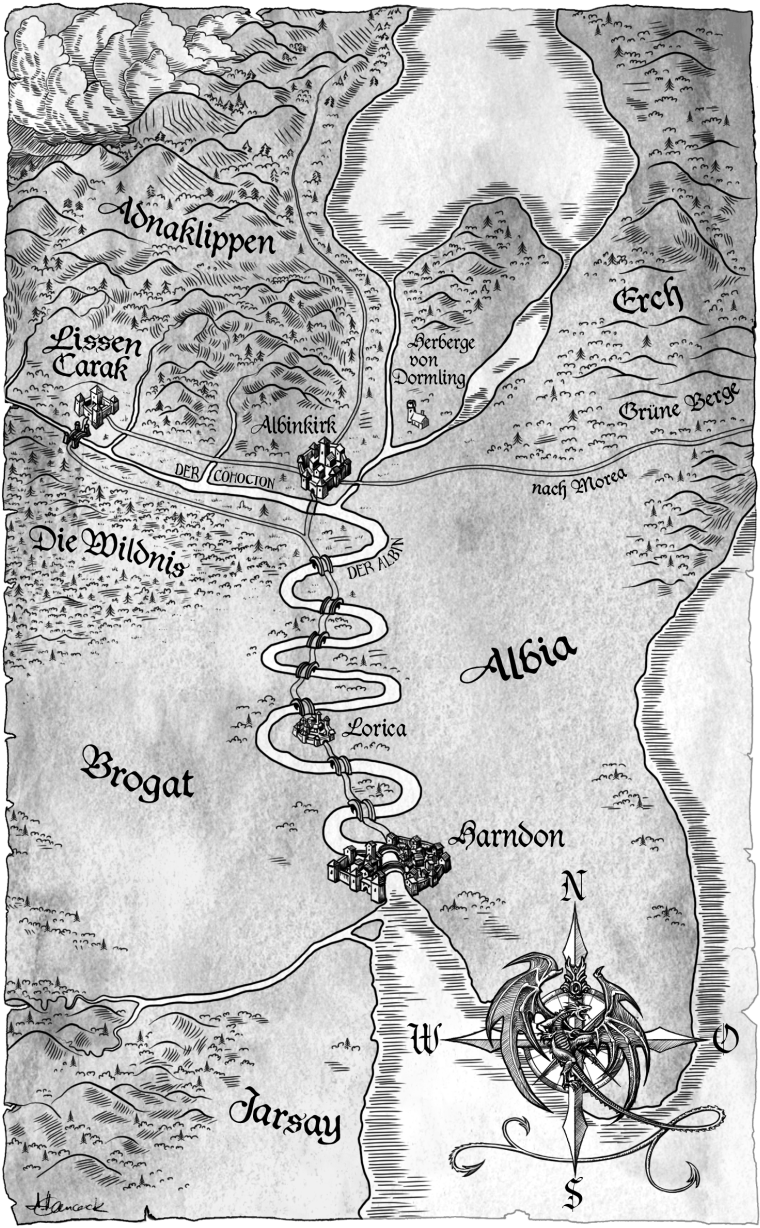
Karte: Andreas Hancock

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

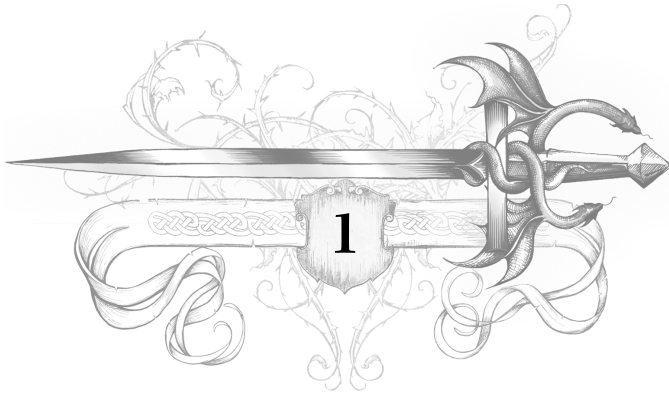
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31441-2



Hanock

Für meine Schwägerin Nancy Watt



Albinkirk · Ser John Crayford

Der Hauptmann von Albinkirk zwang sich, nicht mehr aus dem schmalen, verglasten Fenster zu starren und stattdessen etwas zu tun.

Er war eifersüchtig. Eifersüchtig auf einen Jungen, der nur ein Drittel seiner Jahre hatte und doch bereits eine ansehnliche Lanzenkompanie befehligte. Der durch die Gegend reiten konnte, während er selbst in einer Stadt saß, die vor lauter Sicherheit recht langweilig geworden war. Und allmählich wurde sie auch noch alt.

Sei kein Narr, sagte er zu sich selbst. All diese Heldentaten geben zwar wundervolle Geschichten ab, aber eigentlich handeln sie doch nur von Kälte, Feuchtigkeit und Entsetzen. Hast du das etwa schon vergessen?

Er seufzte. Seine Hände erinnerten sich an alles – an die Schläge, die Nächte auf dem Boden, die Eiseskälte und die gepanzerten Handschuhe, die nicht richtig passten. Seine Hände schmerzten ständig, sowohl in wachem Zustand als auch im Schlaf.

Der Hauptmann von Albinkirk, Ser John Crayford, hatte sein Leben keineswegs als Edelmann begonnen. Seinen Rang hatte er ausschließlich durch Befähigung erworben.

Durch die Befähigung zur Gewalt.

Und als Dank saß er nun in dieser reichen Stadt mit einer Garnison, die nur zu einem Drittel so groß war, wie sie den schriftlichen Berichten zufolge sein sollte. Eine Garnison aus Söldnern, die die Schwachen umherschubsten, die Frauen missbrauchten und den Kaufleuten Geld abpressten. Eine Garnison, die einfach zu viel Geld besaß, denn ein Posten in ihr beinhaltete das Recht, in Pelzkarawanen aus dem Norden zu investieren. Pelze aus Albinkirk waren so etwas wie ein Weltwunder. Um das Rohmaterial zu bekommen, musste man bloß nach Norden oder Westen in die Wildnis reiten. Und lebend zurückkommen.

Das Fenster des Hauptmanns zeigte nach Nordwesten.

Er riss den Blick davon los. Schon wieder.

Und setzte den Stift auf das Papier. Sorgfältig und angestrengt schrieb er:

Mylord,

eine Aventure-Gesellschaft – wohlgeordnet und mit einem Passierschein, der vom Marschall unterzeichnet war – überquerte gestern Morgen die Brücke. Die Gruppe bestand aus fast vierzig Lanzen, und zu jeder von ihnen gehörte ein Ritter, ein Knappe, ein Diener und ein Bogenschütze. Sie waren – nach letzter östlicher Mode und Art – ausgezeichnet bewaffnet und gepanzert: allüberall Stahl. Ihr Hauptmann war höflich, aber reserviert, sehr jung – und wollte seinen Namen nicht nennen. Er bezeichnete sich jedoch als den Roten Ritter. Sein Banner zeigte drei Lac d'Amour in Gold auf einem sandfarbenen Feld. Er erklärte, sie seien überwiegend Untertanen Eurer Gnaden, die aus dem Krieg in Gallyen kämen. Da sein Passierschein in Ordnung war, sah ich keinen Grund, ihn aufzuhalten.

Ser John schnaubte verächtlich, als er sich an die Szene erinnerte. Niemand hatte daran gedacht, ihm mitzuteilen, dass eine kleine

Armee aus Osten auf ihn zukam. Früh am Morgen war er zum Tor gerufen worden. Er hatte bloß ein fleckiges Wollwams und eine alte Hose getragen und dann versucht, diesen eingebildeten Welpen in seinen prächtigen scharlachroten und goldenen Farben einfach niederzustarren. Der junge Mann saß auf einem Kriegspferd von der Größe einer Scheune. Ser John hatte nicht genug fähige Soldaten gehabt, um die ganze Bande zu verhaften. Auf dem verdammten Jungen stand über und über *Großer Adliger* geschrieben, und der Hauptmann von Albinkirk dankte Gott, dass dieser Welpen ohne zu murren den Zoll bezahlt und gute Papiere besessen hatte, denn jeder Zwischenfall wäre gewiss böse ausgegangen. Für ihn.

Er bemerkte, dass er auf das Gebirge starrte. Dann wandte er den Blick ab. Ein weiteres Mal.

Außerdem hatte er einen Brief von der Äbtissin zu Lissen Carak dabei. Im letzten Sommer hatte sie um fünfzig gute Männer bei mir nachgefragt, doch ich hatte ihre Bitte leider ablehnen müssen – Euer Gnaden wissen, dass ich nicht genug Männer habe. Ich vermute, sie wird inzwischen Söldner angeheuert haben, da sie keine Männer aus der Gegend bekommen konnte.

Wir sind, wie Euer Gnaden wissen, zu etwa hundert Mann unterbesetzt. Ich habe nur vier gut ausgerüstete Männer, und viele meiner Bogenschützen sind nicht ganz das, was sie eigentlich sein sollten. Ich möchte respektvoll darum ersuchen, dass Euer Gnaden mich entweder ablösen oder die nötigen Mittel bereitstellen möge, um die Garnison angemessen auszustatten.

Ich verbleibe als Euer demütigster und respektvollster Diener

John Crayford

Der Meister der Kürschnergilde hatte ihn zum Abendessen eingeladen. Ser John lehnte sich zurück und beschloss, die Arbeit für

diesen Tag zu beenden. Den Brief ließ er auf dem Schreibtisch liegen.

Lissen Carak · Der Rote Ritter

»Süßer Jesus«, rief Michael von der anderen Seite der Mauer. Sie war schulterhoch und von Generationen von Bauern mit Steinen errichtet worden, die sie in den Feldern aufgelesen und herbeigeschafft hatten. Gegen die Mauer lehnte ein zweistöckiges Steinhaus mit einigen Nebengebäuden – ein reiches Gehöft. »Süßer Jesus«, sagte der Knappe erneut. »Sie sind alle tot, Hauptmann.«

Da er auf seinem Kriegspferd saß, konnte er über die Mauer bis zu der Stelle sehen, wo seine Männer die Leichen herumrollten und ihnen alle Wertgegenstände abnahmen, während sie nach Überlebenden suchten. Ihrer neuen Auftraggeberin würde das sicher nicht gefallen, aber der Hauptmann entschied, dass ihr diese Plünderung verdeutlichen möge, welcher Männer sie sich nun bediente. Seiner Erfahrung nach war es für gewöhnlich das Beste, wenn die Auftraggeber wussten, was sie für ihr Geld bekamen. Von Anfang an.

Der Knappe des Hauptmanns sprang über die Steinmauer, die den Garten von der Straße trennte, und nahm Toby, dem Pagen des Hauptmanns, einen Stoffetzen ab. Klebriger Schlamm, Ergebnis des endlosen Frühlingsregens, bedeckte seine schenkelhohen Schnürstiefel. Michael zog einen Lumpen aus der Tasche, um seine Erregung zu überspielen, und machte sich daran, seine Stiefel zu säubern. Er war penibel und stets nach der neuesten Mode gekleidet. Sein scharlachroter Überwurf war mit Goldsternen bestickt, und die schwere Wolle musste mehr wert sein als die Rüstung eines Bogenschützen. Er war von hoher Geburt und konnte es sich leisten, also ging es nur ihn selbst etwas an.

Was aber den Hauptmann etwas anging, war der Umstand, dass die Hand des Jungen zitterte.

»Ich hoffe, du wirst bald so weit sein, dass du dich präsentieren kannst«, sagte der Hauptmann leichthin, doch Michael erstarrte bei seinen Worten. Dann beendete er die Säuberung seiner Stiefel und warf Toby den Lumpen zu.

»Verzeihung, Mylord«, sagte er und sah sich dabei rasch über die Schulter. »Es war etwas aus der Wildnis, Mylord. Ich könnte meine Seele drauf verwetten.«

»Kein hoher Einsatz«, sagte der Hauptmann und hielt Michaels Blick stand. Er zwinkerte, sowohl zur Belustigung der Zuschauer als auch zur Beruhigung seines Knappen, der jetzt so weiß im Gesicht war, dass man auf ihm hätte schreiben können. Dann sah er sich um.

Es regnete nur leicht. Der scharlachrote Wollumhang des Hauptmanns wurde zwar immer schwerer, war aber noch nicht völlig durchnässt. Hinter dem ummauerten Gelände erstreckten sich Felder mit dunkler, frisch gepflügter und besäeter Erde, die im Regen ebenso schwarz glänzten wie das Pferd des Hauptmanns. Die oberen, zu den Bergen hin gelegenen Felder waren von einem satten frischen Grün und mit Schafen gesprenkelt. Gute und fruchtbare Erde versprach eine reiche Ernte, so weit das Auge zu beiden Seiten des Flusses blicken konnte. Dieses Land war gezähmt; es war mit sauberen geometrischen Mustern aus Hecken und hohen Steinwällen bedeckt, die Ackerflächen und Weiden für Schafe und Kühe voneinander abtrennten. Und der Fluss brachte die Erzeugnisse dann in die Städte des Südens. Die Feldfrüchte und Tiere waren der Grund für den Reichtum des befestigten Nonnenklosters Lissen Carak, das auf einem hohen Felsvorsprung im Süden lag und von hier aus nur als eine gezackte Linie aus blassem Stein sichtbar war. Grau, grau, grau – vom Himmel bis zum Boden. Blassgrau, dunkelgrau, schwarz.

Hinter den Schafen im Norden erhoben sich die Adnaklippen – ein Gebirge mit einer Ausdehnung von zweihundert Wegstunden, das sich über den Feldern erhob und dessen Gipfel sich in den Wolken verloren.

Der Hauptmann lachte über seine eigenen Gedanken.

Das Soldatendutzend, das sich ihm am nächsten befand, blickte auf. Jeder einzelne Kopf drehte sich, und alle Gesichter zeigten den gleichen Ausdruck von Angst.

Der Hauptmann rieb sich den Spitzbart unter seinem Kinn und schüttelte das Regenwasser ab. »Jacques?«, fragte er seinen Diener.

Der ältere Mann saß still auf einem Kriegspferd. Er war besser bewaffnet als die meisten anderen Diener und trug seinen scharlachfarbenen Mantel mit langen, weit herunterhängenden Ärmeln über einem Brustpanzer aus dem Osten. Sein Schwert maß vier Fuß bis zur Klingenspitze. Auch er strich sich das Wasser aus dem Spitzbart, während er nachdachte.

»Mylord?«, fragte er.

»Wie konnte es die Wildnis bis hierher schaffen?«, fragte der Hauptmann. Obwohl er sich mit der gepanzerten Hand das Wasser von den Augen fernhielt, vermochte er den Rand der Wildnis nicht zu erkennen. Innerhalb von einer oder zwei Meilen gab es kein Gehölz, das groß genug gewesen wäre, auch nur ein einziges Tier zu verbergen. Weit hinten im Norden, viele Meilen hinter dem verregneten Horizont und den Bergen, befand sich der Große Wall. Und hinter dem Großen Wall erstreckte sich die Wildnis. Es traf schon zu, dass der Wall an vielen Stellen brüchig war und die Wildnis inzwischen bis ins Land hineinreichte. Die Adnaklippen waren nie urbar gemacht worden. Aber hier ...

Hier dämmten Reichtum und Macht die Wildnis ein. *Hätten die Wildnis eindämmen sollen.*

»Das Übliche«, sagte Jacques leise. »Irgendein Narr muss sie herbeigelockt haben.«

Der Hauptmann kicherte. »Nun«, meinte er und schenkte seinem Diener ein schiefes Grinsen, »ich vermute, sie hätten uns nicht gerufen, würden sie nicht in Schwierigkeiten stecken. Und wir brauchen Arbeit.«

»Es hat die Leute auseinandergerissen«, sagte Michael.

Er war neu im Geschäft und von adligem Geblüt. Der Hauptmann freute sich, wie schnell er die Fassung wiedererlangt hatte. Doch gleichzeitig musste Michael noch vieles lernen.

»Auseinandergerissen«, wiederholte Michael und leckte sich über die Lippen. Seine Augen blickten anderswohin. »Es hat an ihnen gefressen. An allen.«

Er ist schon wieder fast ganz der Alte, dachte der Hauptmann, nickte seinem Knappen zu und ließ seinem Schlachtross Grendel ein wenig die Zügel schießen, sodass es ein paar Schritte zurückwich und sich umdrehte. Das große Pferd roch Blut und noch etwas anderes, das ihm nicht gefiel. Schon in guten Zeiten gefiel ihm zwar das meiste nicht, doch dies hier schien ihm geradezu unheimlich zu sein, und der Hauptmann spürte die Anspannung seines Reittieres. In Anbetracht der Tatsache, dass Grendel eine Maske vor dem Gesicht trug, aus der ein fußlanger Stachel herausragte, konnte die Verärgerung des Pferdes rasch zu schlimmen Verletzungen führen.

Er gab Toby ein Zeichen. Der saß nun in einiger Entfernung von dem einsamen Gehöft und aß, was er immer tat, wenn er sich selbst überlassen blieb. Der Hauptmann drehte sich um und sah seinen Standartenträger sowie seine beiden Marschalle an, die auf ihren nervösen Pferden im Regen saßen und auf seine Befehle warteten.

»Ich lasse Pampe und Tom Schlimm hier zurück. Sie werden Wache halten, bis wir ihnen eine Ablösung schicken«, sagte er. Die Entdeckung der Leichen im Gehöft hatte ihren Weg durch den

Schlamm zu dem befestigten Kloster hinüber unterbrochen. Seit der zweiten Stunde nach Mitternacht waren sie geritten, nachdem sie von einem kalten Lager und einem ebenso kalten Essen aufgebrochen waren. Niemand sah glücklich aus.

»Geh und hol mir den Jagdmeister«, fügte er hinzu und drehte sich nach seinem Knappen um. Als er jedoch keine Antwort erhielt, sah er sich um. »Michael?«, fragte er leise.

»Mylord?« Der junge Mann betrachtete gerade die Tür des Gehöfts. Sie bestand aus eisenbeschlagener Eiche und war in zwei Teile zerbrochen. Die eisernen Angeln waren zur Seite gebogen worden. Je drei parallele Einkerbungen durchzogen die Maserung des Holzes. An einer Stelle hatten die Krallen sogar eine Schmuckscheibe aus Eisen sauber durchtrennt.

»Brauchst du noch etwas Zeit, Junge?«, fragte der Hauptmann. Jacques hatte sich zunächst um sein eigenes Reittier gekümmert und stand nun neben Grendels großem Kopf, wobei er den Stachel argwöhnisch beobachtete.

»Nein ... nein, Mylord.« Noch immer starrte der Knappe voller Verblüffung auf die Tür und das, was sich hinter ihr befand.

»Dann steh hier bitte nicht herum.« Der Hauptmann stieg ab und fand, dass ihm die Bezeichnung »Junge« wie von selbst über die Lippen gekommen war. Dabei trennten ihn und Michael kaum fünf Jahre.

»Mylord?«, fragte Michael, dem offensichtlich nicht klar war, welchen Befehl er soeben erhalten hatte.

»Beweg deinen Hintern, Junge. Hol mir den Jäger. Sofort.« Der Hauptmann übergab dem Diener die Zügel seines Pferdes. Eigentlich war Jacques gar kein Diener, sondern die rechte Hand des Hauptmanns und hatte als solche einen eigenen Diener: Toby. Er war erst kürzlich zu dem Trupp gestoßen – ein dürres Ding mit großen Augen und flinken Händen, das sich ganz und gar in seinen roten Wollmantel eingehüllt hatte, der ihm viel zu groß war.

Toby nahm das Pferd und sah den Hauptmann voller Heldenverehrung an; ein großer Winterapfel steckte vergessen in seiner Hand.

Der Hauptmann ließ sich ein wenig Heldenverehrung gern gefallen. »Er hat Angst. Lass ihm nicht die Zügel schießen, dann gibt es Schwierigkeiten«, sagte er brummig und hielt inne. »Allerdings könntest du ihm deinen Apfeln geben«, meinte er, und der Junge lächelte.

Der Hauptmann betrat das Gehöft durch die zersplitterte Tür. Aus der Nähe erkannte er, dass das Dunkelbraun keine Farbe war. Es war Blut.

Hinter ihm gab sein Schlachtross ein Schnauben von sich, das einem menschlichen Spottgelächter verblüffend ähnlich klang. Ob es dem Knappen oder seinem Herrn galt, war hingegen unmöglich zu sagen.

Die Frau hinter der Schwelle war eine Nonne gewesen, bevor sie vom Hals bis zur Gebärmutter aufgeschlitzt worden war. Langes, dunkles Haar, das sich aus ihrem Schleier befreit hatte, rahmte das Grauen ihres fehlenden Gesichts ein. Sie lag in einer großen Lache ihres eigenen Blutes, das zum Teil schon zwischen den Spalten der Bodendielen versickert sein musste. An ihrem Schädel befanden sich noch Spuren von Zähnen. Die Haut in der Nähe des einen Ohres war zerrissen, als hätte etwas für längere Zeit an ihr genagt und sie vom Knochen gefetzt. Der eine Arm war sauber abgetrennt worden; Haut und Muskeln waren so abgefressen, dass nur kleine Stücke übrig geblieben waren; die Knochen und Sehnen hingen noch zusammen. Die andere, weiße Hand mit dem silbernen Ring und der Gravur »IHS« sowie dem Kreuz waren hingegen unberührt geblieben; der Arm war quer über den verwüsteten Körper gelegt worden.

Der Hauptmann sah sie lange an.

Knapp hinter dem roten Kadaver der Nonne befand sich ein einzelner deutlicher Fußabdruck im Blut und Kot, die in der feuchten,

kühlen Luft braun und zähklebrig geworden waren. Die Bodendielen aus Kiefernholz, zwischen denen einiges davon eingesickert sein musste, waren von den vielen Füßen, die über sie gelaufen waren, ganz glatt geworden. Das getrocknete Blut verschleierte zwar die Ränder des Abdrucks, doch seine Umrisse waren klar – er hatte mindestens die Größe eines Pferdehufes und wies drei Zehen auf.

Der Hauptmann hörte, wie sein Jagdmeister näher kam und draußen abstieg. Er drehte sich nicht um, war ganz damit beschäftigt, sich nicht zu erbrechen und sich gleichzeitig das Bild dessen einzuprägen, was vor ihm lag. Es gab einen zweiten, verwischten Abdruck tiefer im Raum, wo die Kreatur ihr Gewicht verlagert und sich gebückt hatte, damit sie unter einem niedrigen gewölbten Türsturz in den Hauptraum dahinter gelangen konnte. Mit ihren Klauen hatte sie eine Kerbe ins Holz geschlagen. Eine weitere, dazu passende Kerbe befand sich in dem Balken, der das Fachwerk stützte. Eine Tauklaue.

»Warum ist diese Frau hier gestorben, während es den Rest im Garten erwischt hat?«, fragte er.

Gelfred trat vorsichtig über den Leichnam. Wie die meisten Edelleute trug auch er einen Kurzstab – eigentlich war es nur ein mit Silber überzogener Stecken, ähnlich wie der Stab eines Quacksalbers oder eines Zauberers. Er zeigte damit auf etwas und grub mit der Spitze einen schimmernden Gegenstand aus den Bodendielen.

»Sehr gut«, sagte der Hauptmann.

»Sie ist für die anderen gestorben«, meinte Gelfred. Ein silbernes, mit Perlen besetztes Kreuz baumelte von seinem Stab. »Sie hat versucht, das Wesen aufzuhalten. Sie hat den anderen Zeit zur Flucht gegeben.«

»Wenn es bloß geglückt wäre«, sagte der Hauptmann und deutete auf die Abdrücke.

Gelfred hockte sich neben den ersten, legte seinen Stab ab und schnalzte mit der Zunge.

»Ja, ja«, sagte er. Seine Gelassenheit wirkte aufgesetzt. Sein Gesicht war ganz bleich.

Der Hauptmann konnte es ihm nicht verübeln. In seinem bisherigen kurzen, mit Leichen angefüllten Leben hatte er selten etwas so Schreckliches gesehen. Ein Teil seines Bewusstseins trieb umher, und er fragte sich, ob die betonte Weiblichkeit des Opfers und ihre wunderschönen Haare zum Schrecken ihres Anblicks noch beitrugen. Es mochte so etwas wie eine Entweihung sein. Ein absichtliches Sakrileg.

Doch ein härterer Teil in ihm schlug einen anderen Weg ein. Das Ungeheuer hatte den Arm *absichtlich* über den Körper gelegt. Und die Bissspuren um die blutigen Augenhöhlen ... Er konnte es sich nur allzu gut vorstellen.

Es sollte Entsetzen hervorrufen. Es war beinahe *künstlerisch*.

Er verspürte den Geschmack von Salz auf der Zunge und wandte sich ab. »Vor mir brauchst du den starken Mann nicht zu spielen, Gelfred«, sagte er, spuckte auf den Boden und versuchte den Geschmack loszuwerden, bevor er sich zum Narren machte.

»In der Tat habe ich noch nie etwas so Schlimmes gesehen«, erklärte Gelfred und holte tief und langsam Luft. »Gott sollte das nicht zulassen«, fügte er verbittert hinzu.

»Gelfred«, sagte der Hauptmann und lächelte gequält, »Gott ist das hier völlig egal.«

Ihre Blicke trafen sich. Gelfred sah weg. »Ich werde alles herausfinden, was es herauszufinden gibt«, sagte er grimmig. Ihm gefielen die Blasphemien des Hauptmanns nicht – das war seiner Miene deutlich abzulesen. Besonders dann nicht, wenn er mit Gottes Macht arbeiten wollte.

Gelfred hielt seinen Stab in die Mitte des Abdrucks, und so entstand ein Augenblick des *Wechsels*, als ob sich ihre Augen an eine neue Lichtquelle oder an stärkeren Sonnenschein gewöhnt hätten.

»Pater noster qui es in caelus«, intonierte Gelfred.

Der Hauptmann ließ ihn allein.

Im Garten hatten Ser Thomas' Knappe und ein halbes Dutzend Bogenschützen die Leichen von ihren Wertgegenständen befreit und alle Körperteile eingesammelt, die im ummauerten Garten verstreut gewesen waren. Sie hatten alles so weit wie möglich wieder zusammengefügt und in Umhänge eingewickelt. Zwei der Männer waren ganz grün im Gesicht, und der Geruch von Erbrochenem überdeckte beinahe noch den Gestank von Blut und Kot. Ein dritter Bogenschütze wischte sich gerade die Hände an einem Leinenhemd ab.

Ser Thomas – für jeden in der Gruppe einfach nur »Tom Schlimm« – war sechs Fuß und sechs Zoll groß, hatte dunkles Haar, eine gewölbte Stirn und schlimme Angewohnheiten. Er war launisch, und man ging ihm besser aus dem Weg, wenn er verärgert schien. Nun beobachtete er seine Männer aufmerksam, holte dabei ein Amulett hervor und hielt es fest in der Hand. Er drehte sich um, als er die Eisenstiefel des Hauptmanns auf dem steinernen Pfad klappern hörte, und salutierte knapp vor ihm. »Die Jungs haben sich ihr Geld heute hart verdient, Hauptmann.«

Das hieß nicht viel, denn sie bekamen ihr Geld erst, wenn der Vertrag unterzeichnet war.

Der Hauptmann grunzte bloß. Sechs Leichen lagen im Garten.

Tom Schlimm hob eine Braue und reichte ihm etwas.

Der Hauptmann betrachtete es und schürzte die Lippen. Er steckte die kleine Kette in den Beutel an seiner Hüfte und klopfte Tom Schlimm auf die ausgepolsterte Schulter. »Bleib hier und schlaf nicht ein«, sagte er. »Du kannst auch Pampe und Wallach haben.«

Tom Schlimm zuckte mit den Schultern und leckte sich die Lippen. »Pampe und ich kommen nicht besonders gut miteinander aus.«

Der Hauptmann musste innerlich grinsen, als dieser Riese von einem Mann, der in der ganzen Gruppe gefürchtet war, zugab, dass er Schwierigkeiten mit einer Frau hatte.

Gerade eben kletterte sie über die Mauer und gesellte sich zu ihnen.

Pampe hatte sich ihren Namen als Hure erworben, weil sie einigen Kunden gegenüber allzu pampig geworden war. Sie war groß, und im Regen hatte ihr rotes Haar eine dunkelbraune Färbung angenommen. Sommersprossen verliehen ihr ein so unschuldiges Aussehen, dass es einer Lüge gleichkam. Sie hatte sich einen Namen gemacht, und dieser Umstand sagte bereits alles.

»Hat Tom es schon versaut?«, fragte sie.

Tom sah sie finster an.

Der Hauptmann holte tief Luft. »Seid nett zueinander, Kinder. Ich brauche hier meine besten Wächter; sie müssen hellwach sein und einen klaren Kopf behalten.«

»Es wird nicht zurückkommen«, sagte sie.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. »Bleibt trotzdem hellwach. Tut es für mich.«

Tom Schlimm warf Pampe einen Kuss zu. »Für *dich*«, sagte er.

Sie griff nach ihrem Reiterschwert, und im nächsten Augenblick lag es in ihrer Hand.

Der Hauptmann räusperte sich.

»Er behandelt mich wie eine Hure. Ich *bin aber keine*.« Sie hielt ihm das Schwert vor das Gesicht. Tom Schlimm bewegte sich nicht.

»Sag ihr, dass es dir leidtut, Tom.« Der Hauptmann klang, als wäre das alles bloß ein großer Spaß.

»Ich hab doch gar nichts gesagt. Überhaupt nicht! Ich hab sie bloß ein bisschen geneckt«, meinte Tom. Speichel flog von seinen Lippen.

»Du wolltest sie beleidigen. Und sie hat es als Beleidigung aufgefasst. Du kennst die Regeln, Tom.« Nun klang die Stimme des Hauptmanns verändert. Er sprach so leise, dass Tom sich vorbeugen musste, um ihn zu verstehen.

»Entschuldigung«, murmelte Tom wie ein Schuljunge. »Hexe.«

Pampe grinste. Schon lag die Spitze ihres Reiterschwertes auf der breiten Stirn des Mannes, knapp oberhalb des Auges.

»Miststück«, knurrte Tom.

Der Hauptmann beugte sich zu ihm vor. »Keiner von euch beiden will das hier. Ist doch klar, dass ihr beiden bloß so tut. Regt euch ab oder tragt die Konsequenzen. Tom, Pampe will wie deinesgleichen behandelt werden. Pampe, Tom ist ein harter Kerl, aber du reizt ihn bei jeder Gelegenheit. Wenn du zu dieser Gruppe gehören willst, musst du deinen Patz in ihr auch annehmen.«

Er hob die gepanzerte Hand. »Wenn ich bis drei gezählt habe, lasst ihr voneinander ab. Pampe wird ihr Schwert wieder in die Scheide stecken, und Tom wird sich noch einmal entschuldigen. Dann wird Pampe diese Entschuldigung annehmen. Andernfalls könnt ihr eure Sachen nehmen, abhauen und euch gegenseitig umbringen – aber nicht, solange ihr zu meinen Leuten gehört. Ist das klar? Drei. Zwei. Eins.«

Pampe trat zurück, salutierte mit ihrer Klinge und steckte sie weg, ohne hinzusehen oder nach der Scheide zu tasten.

Tom ließ einen Augenblick verstreichen. Es war reine Anmaßung. Doch dann geschah etwas mit seinem Gesicht, und er verneigte sich – es war eine anständige Verbeugung, bei der sein rechtes Knie den Schlamm berührte. »Ich bitte demütig um deine Vergebung«, sagte er mit lauter, klarer Stimme.

Pampe lächelte. Zwar war es kein hübsches Lächeln, aber es verwandelte ihr Gesicht, auch wenn ihre Schneidezähne fehlten. »Und ich bitte um die deine, Herr Ritter«, erwiderte sie. »Ich bedauere meine ... Haltung.«

Offensichtlich hatte sie Tom damit verblüfft. Die Welt des großen Mannes bestand aus Herrschen und Unterwerfen, und Pampe stand darin weit unter ihm. Der Hauptmann konnte wie in einem Buch in ihm lesen. Und er dachte: *Dafür hat Pampe etwas verdient. Sie ist ein guter Kerl.*

Gelfred erschien neben seinem Ellbogen. Vermutlich hatte er auf das Ende dieses Dramas gewartet.

Der Hauptmann spürte das Verkehrte bereits, noch bevor er sah, was sein Jäger in den Händen trug – wie eine gute Hausfrau, die von einer Pilgerreise zurückkehrte und etwas Totes unter ihren Boden-dielen roch. Es war genauso, bloß stärker und noch verkehrter.

»Ich habe sie auf den Bauch gerollt. Das hier hat unter ihrem Rücken gelegen«, sagte Gelfred. Er hatte das Ding mit seinem Rosenkranz umwickelt.

Der Hauptmann schluckte wieder einmal seine Galle herunter. *Ich liebe diese Arbeit*, rief er sich in Erinnerung.

Auf den ersten Blick sah es wie ein Stab aus – am Schaft zwei Finger dick und nadelspitz am anderen Ende, das nun dunkel und blutverkrustet war. Dornen sprosssen aus dem Stängel hervor, aber das Ganze war gefiedert. Ein Pfeil. Oder eher die obszöne Parodie eines Pfeils, geschnitzt aus ...

»Hexenholz«, sagte Gelfred.

Der Hauptmann zwang sich dazu, es entgegenzunehmen, ohne dabei zusammenzuzucken. Es gab einige Geheimnisse, für deren Bewahrung er einen hohen Preis zahlen musste. Er dachte an den letzten Pfeil aus Hexenholz, den er gesehen hatte – und schob den Gedanken sofort wieder beiseite.

Den Stab hielt er eine Weile in der Hand. »Und?«, fragte er mit gespielter Unbekümmertheit.

»Sie wurde im Rücken getroffen – von diesem Hexenstab –, als sie noch lebte.« Gelfred kniff die Augen zusammen. »Und dann hat ihr das Ungeheuer das Gesicht abgerissen.«

Der Hauptmann nickte und gab den Schaft seinem Jäger zurück. Als sich seine Finger davon lösten, fühlte er sich sogleich leichter, und dort, wo die Dornen durch seine ledernen Handschuhe gedrungen waren, hatte er den Eindruck, als wäre er mit Giftsumach in Berührung gekommen. Finger und Daumen juckten und fühlten sich taub und vergiftet an.

»Bemerkenswert«, sagte der Hauptmann.

Pampe beobachtete ihn.

Diese verdammten Frauen und ihre Gabe der Beobachtung, dachte er.

Ihr Lächeln zwang ihn dazu, es zu erwidern. Die Knappen und Diener im Garten atmeten wieder leichter, und der Hauptmann war sich nun sicher, dass sie wach bleiben würden. Schließlich lief ein Mörder frei herum, der sich verbündeter Ungeheuer der Wildnis bediente.

Er ging zu seinem Pferd zurück. Jehannes, sein Marschall, trat neben ihn und räusperte sich. »Diese Frau macht nur Schwierigkeiten«, sagte er.

»Genau wie Tom«, erwiderte der Hauptmann.

»Keine andere Gruppe wollte sie aufnehmen.« Jehannes spuckte aus.

Der Hauptmann sah seinen Marschall an. »Sei ehrlich, Jehannes«, sagte er, »wer würde denn Tom aufnehmen? Er hat mehr von seinen eigenen Kameraden getötet als Judas Ischariot.«

Jehannes wandte den Blick ab. »Ich traue ihr nicht«, sagte er.

Der Hauptmann nickte. »Ich weiß. Wir sollten uns auf den Weg machen.« Er überlegte, in den Sattel zu springen, doch dann entschied er, dass er zu müde dafür war, und außerdem wäre diese Zurschaustellung seiner Kraft bei Jehannes ohnehin verschwendet. »Du magst sie nicht, weil sie eine Frau ist«, sagte er und stellte den linken Fuß in den Steigbügel.

Grendel war so groß, dass er das linke Knie so tief beugen musste, wie es sein Beinschutz erlaubte. Das Pferd schnaubte erneut. Toby hielt die Zügel fest.

Der Hauptmann sprang auf; mit dem rechten Bein katapultierte er seine sechs Fuß Körpergröße und die zusätzlichen fünfzig Pfund aus Kettenhemd und Panzer in den Sattel. Er hob das Knie über den hohen Knauf des Kriegssattels und setzte sich zurecht.

»Ja«, sagte Jehannes und lenkte das eigene Pferd zurück an seinen Platz in der Reihe.

Der Hauptmann bemerkte, dass Michael hinter Jehannes hersah. Der jüngere Mann drehte sich um und schaute den Hauptmann mit erhobener Braue an.

»Willst du etwas sagen, junger Michael?«, fragte der Hauptmann.

»Was war das für ein Stab, Mylord?« Michael war ganz anders als der Rest – vornehm. Eher ein Lehrling als ein Mietling. Als Knappe des Hauptmanns besaß er besondere Vorrechte. Er durfte Fragen stellen, und der Rest der Gruppe musste sehr still dasitzen und den Antworten lauschen.

Der Hauptmann sah ihn eine Weile an und dachte nach. Dann zuckte er die Achseln – was für einen Mann in einer Rüstung nicht so einfach war.

»Hexenholz«, sagte er. »Ein Pfeil aus Hexenholz. Die Nonne hatte große Macht.« Er zog eine Grimasse. »Bis ihr jemand einen Hexenholzpfeil in den Rücken geschossen hat.«

»Eine Nonne?«, fragte Michael. »Eine Nonne, die *Macht* hatte?« Er hielt inne. »Wer hat sie erschossen? Heiliger Jesus, Mylord, soll das etwa heißen, dass die Wildnis *Verbündete* hat?«

»Das ist nichts Besonderes, mein Junge. Gar nichts Besonderes.« Sein Bildgedächtnis, das nur allzu gut ausgebildet war, betrachtete die Dinge wie die Räume in seinem Palast der Erinnerung. Die gesplitterte Tür, der gesichtslose Leichnam, der Arm, der Pfeil aus

Hexenholz. Dann blickte er auf den Pfad, der vom Gartentor bis zur Haustür führte.

»Warte auf mich«, sagte er.

Er drehte Grendel, lenkte ihn durch den Hof und folgte der Steinmauer bis zum Garten. Er stellte sich in die Steigbügel, spähte über die Mauer und verband durch seine Blicke das offene Gartentor mit der gesplitterten Haustür. Mehrfach sah er sich über die Schulter.

»Mutwill!«, rief er.

Sein Bogenschütze erschien. »Was ist los?«, murmelte er.

Der Hauptmann deutete auf die beiden Türen. »Wie weit entfernt könntest du stehen, um noch immer jemanden zu treffen, der sich hinter der Haustür befindet?«

»Was? Wenn ich in das Haus hineinschießen wollte?«, fragte Mutwill Mordling.

Der Hauptmann nickte.

Mutwill schüttelte den Kopf. »Nicht so weit«, gab er zu. »Man hat schnell zu hoch gezielt, und dann trifft der Pfeil den Türrahmen.« Er erwischte eine Laus an seinem Kragen und zerquetschte sie zwischen den Fingernägeln. Dann sah er den Hauptmann an. »Er hätte näher dran stehen müssen.«

Der Hauptmann nickte. »Gelfred?«, rief er.

Der Jäger stand vor der Haustür und fuhr gerade mit seinem Stab über einen reptilienartigen Abdruck auf dem Weg. »Mylord?«

»Sieh zu, ob ihr, du und Mutwill, Spuren hinter dem Haus findet. Mutwill wird dir zeigen, wo der Bogenschütze gestanden haben könnte.«

»Das macht mich immer so fertig. Nehmt doch Langpfote dafür«, murmelte Mutwill.

Der milde Blick des Hauptmanns lag eine Weile auf ihm, dann zuckte der Bogenschütze zusammen.

Nun wendete der Hauptmann sein Pferd und seufzte. »Folgt uns, sobald ihr die Spuren gefunden habt«, sagte er und winkte Jehannes zu. »Wir gehen zur Festung und besuchen die Äbtissin.« Er setzte Grendel ganz sanft die Sporen in die Flanken. Der Hengst schnaubte und ließ sich dazu herab, in den Regen hinauszureiten.

Der Rest des Ritts am Ufer des Cohocton entlang war ereignislos. Die Truppe hielt bei der befestigten Brücke an, die von dem Felsen und den grauen Mauern der Klosterfestung darauf überragt wurde. Leinenzelte erhoben sich wie schmutzige weiße Blumen aus dem schlammigen Feld, und die Baldachine für die Offiziere wurden soeben ausgeladen. Gruppen von Bogenschützen hoben Feuerstellen und Latrinen aus, und Knappen und Diener sowie das zahlreiche Gefolge – Handwerker und Marketender, entlaufene Leibeigene, Huren, Knechte sowie freie Männer und Frauen, die sich einen Platz erwerben wollten – richteten die riesigen hölzernen Wände auf, die dem Lager als zeitweilige Bollwerke und Türme dienten. Die Viehtreiber, wesentlicher Bestandteil einer jeden derartigen Truppe, füllten die Zwischenräume mit ihren schweren Wagen auf. Pferde wurden angebunden, und Wachen wurden aufgestellt.

Die Türwächterin der Äbtissin hatte den Söldnern ausdrücklich verboten, durch ihr Tor zu schreiten. Die Söldner hatten nichts anderes erwartet, und einige Altgediente unter ihnen schätzten die Höhe der Mauern und die Möglichkeit ab, sie zu erklettern. Zwei Bogenschützenveteranen – Kanny, der zugleich der Winkeladvokat der Truppe war, und Scrant, der unablässig aß – standen vor dem frisch errichteten Holztor des Lagers und dachten darüber nach, wie sie ins Dormitorium der Nonnen eindringen konnten.

Der Hauptmann musste grinsen, als er an ihnen vorbeiritt, ihre Salute entgegennahm und weiter der steilen Kiesstraße folgte, die

von der befestigten Ortschaft am Fuß der Erhebung über etliche Serpentinafen hoch zum Torhaus der Festung und hindurch in den Hof führte. Hinter ihm stiegen sein Bannerträger, die Marschälle und sechs seiner besten Lanzenwerfer nach seinem leisen Befehl ab und stellten sich neben ihre Pferde. Sein Knappe hielt seinen verzierten Helm, während sein Diener das Kriegsschwert trug. Es war ein beeindruckender Aufzug und warb erfolgreich für sie, wie der Hauptmann an den vielen Köpfen hinter jedem Fenster und jeder Tür ablesen konnte, die sich zum Hof hin öffneten.

Eine große Nonne in schiefergrauem Habit – der Hauptmann unterdrückte die blitzartig aufsteigende Erinnerung an den Leichnam hinter der Schwelle des Gehöfts – streckte die Hände nach den Zügeln seines Pferdes aus. Eine zweite Nonne machte ein Zeichen mit der Hand. Beide sprachen kein Wort.

Zufrieden bemerkte der Hauptmann, dass Michael trotz des Regens mit großer Anmut abstieg und Grendels Haupt ergriff, ohne dabei die Nonne mit Gewalt zur Seite zu drängen.

Er lächelte die Nonnen an und folgte ihnen durch den Hof auf die am üppigsten verzierte Tür zu, deren eiserne Beschläge und hölzerne Bohlen verschlungene Muster trugen. Im Norden erhob sich ein Dormitorium hinter drei niedrigen Hütten, die vermutlich als Werkstätten dienten – Schmiede, Färberei und Wollkämmerei, wie ihm seine Nase verriet. Im Süden stand eine Kapelle, die viel zu schön und zerbrechlich für diese kriegerische Umgebung wirkte. Gleich daneben erstreckte sich wie in kosmischer Ironie ein langer, niedriger und mit Schieferplatten gedeckter Stall.

Vor der mit reichem Schnitzwerk versehenen Kapellentür stand ein Mann. Er trug ein schwarzes Habit mit einer Seidenkordel um die Hüfte, war groß und dabei so dünn, dass es fast grotesk wirkte. Seine Hände waren mit alten Narben übersät.

Dem Hauptmann gefielen seine blauen, ausdruckslosen Augen gar nicht. Der Mann war nervös und weigerte sich, ihn anzublicken – und er war ohne jeden Zweifel wütend.

Der Hauptmann wandte den Blick von dem Priester ab und betrachtete die Reichtümer der Abtei mit dem Auge eines Geldverleihers, der einen möglichen Kunden abschätzt. Das beträchtliche Einkommen der Abtei zeigte sich deutlich an dem gepflasterten Hof, dem sauberen Feuerstein und Granit der Ställe sowie an dem dekorativen Streifen aus glasierten Ziegeln, aber auch am Kupfer der Dächer und den Bleirohren, durch die das Regenwasser in eine Zisterne floss. Der Hof hatte einen Durchmesser von dreißig Schritten und war damit so groß wie die Höfe der Burgen, in denen er als Kind gelebt hatte. Die Mauern waren hoch; hinter ihm lag der äußere Befestigungsring, vor ihm befand sich das eigentliche Kloster mit Türmen an jeder Ecke, alle aus nassem Stein und nassem Blei sowie regenglatten Pflastersteinen. Er betrachtete die schwarze, ausgebleichte Robe des Priesters und den ungefärbten Umhang der Nonne.

Nur Grauschattierungen, dachte er und lächelte, während er die Stufen zur massiven Klosterpforte hochschritt, die von einer weiteren schweigenden Nonne geöffnet wurde. Sie führte ihn die Halle entlang – eine große Halle, die durch Bleiglasfenster hoch oben in den Wänden erhellt wurde. Die Äbtissin thronte wie eine Königin in einem gewaltigen Sessel, der am Nordende der Halle auf einem Podest stand. Sie trug ein Gewand, dessen Grau gerade genug Färbung aufwies, um im vielfarbigen Licht die Erinnerung an einen äußerst blassen Lavendel zu wecken. Sie schien einmal sehr schön gewesen zu sein; selbst in ihren mittleren Jahren zeigte sich diese Schönheit noch, und nicht nur in ihrem Gesicht. Der hohe Kragen des Gewandes enthüllte kaum etwas von ihr, doch ihre Haltung wirkte mehr als nur vornehm oder gar überheblich. Sie schien sich ihrer selbst auf

eine Art bewusst zu sein, wie es nur die Großen im Lande waren. Der Hauptmann bemerkte, dass ihre Nonnen ihr mit einem Eifer gehorchten, der entweder einer Angst oder der Dienstfreude entsprang.

Der Hauptmann fragte sich, was von beidem wohl zutraf.

»Ihr habt lange gebraucht, bis hierher«, sagte sie zur Begrüßung. Dann schnippte sie mit den Fingern und befahl zwei ihrer Nonnen, ein Tablett herbeizubringen. »Wir sind Dienerinnen Gottes. Glaubt Ihr nicht, dass es besser gewesen wäre, wenn Ihr vor dem Betreten meiner Halle Eure Rüstung ausgezogen hättet?«, fragte die Äbtissin. Sie sah sich um, fing den Blick einer Novizin auf und hob eine Braue. »Hol dem Hauptmann einen Stuhl«, sagte sie. »Aber keinen gepolsterten, sondern einen stabilen.«

»Ich trage meine Rüstung jeden Tag«, erwiderte der Hauptmann. »Sie gehört zu meinem Beruf.« Die große Halle war genauso ausgelehnt wie der Hof draußen und hatte hohe Fenster mit einer bunten Bleiverglasung knapp unterhalb des Daches. Die massiven Deckenbalken waren vor Alter und Ruß schwarz geworden. Die Wände waren verputzt und weiß gekalkt, und in den Nischen befanden sich die Bilder von Heiligen sowie zwei wertvolle Bücher, die offensichtlich die Besucher beeindrucken sollten. Die Stimme der Äbtissin hallte im Raum wider, in dem es kälter war als auf dem feuchten Hof draußen. Im zentralen Kamin brannte kein Feuer.

Die Dienerinnen der Äbtissin brachten ihr Wein, an dem sie nippte, während neben dem Ellbogen des Hauptmanns, der sich drei Fuß unter ihr befand, ein kleiner Tisch aufgestellt wurde. »Vielleicht ist Eure Rüstung in einem Nonnenkloster unnötig?«, fragte sie.

Er hob eine Braue. »Ich sehe hier eine Festung«, antwortete er. »Es scheint lediglich, dass sich Nonnen darin befinden.«

Sie nickte. »Würde Eure Rüstung Euch retten, wenn ich meinen Männern befehlen würde, Euch zu ergreifen?«, fragte sie.

Die Novizin, die ihm den Stuhl brachte, war sehr hübsch und bewegte sich mit der umsichtigen Leichtigkeit eines Schwertkämpfers oder einer Tänzerin. Er drehte ihr den Kopf zu, wollte ihren Blick auffangen und spürte das Ziehen ihrer Macht. Nun erkannte er, dass sie nicht nur hübsch war. Sie stellte den schweren Stuhl ab und schob ihn von hinten sanft gegen seine Kniekehlen. Wie zufällig berührte sie der Hauptmann am Arm, sodass sie sich zu ihm umdrehte. Er sah sie an und wandte der Äbtissin dabei den Rücken zu.

»Danke«, sagte er und schenkte ihr ein wohlberechnetes Lächeln. Sie war groß und jung und äußerst anmutig, hatte weit auseinanderstehende mandelförmige Augen und eine lange Nase. Sie war nicht hübsch, sondern faszinierend.

Sie errötete; die Farbe erstreckte sich wie ein Feuer über ihren Hals und unter die schwere Wollrobe.

Er wandte sich wieder der Äbtissin zu: Er hatte sein Ziel erreicht. Der Hauptmann fragte sich, warum sie eine solch begehrten Novizin in seine Reichweite geschickt hatte. War das Absicht gewesen? »Wenn ich beschließen sollte, Eure Abtei zu erstürmen, würde Eure Frömmigkeit Euch dann retten?«, fragte er.

Sie glühte vor Wut. »Wie könnt Ihr es wagen, mir den Rücken zuzukehren?«, wollte sie wissen. »Verlass den Raum, Amicia. Der Hauptmann hat dich mit seinen Augen gebissen.«

Er lächelte. Ihre Wut hielt er für vorgespielt.

Sie begegnete seinem Blick und kniff die Augen zusammen, dann faltete sie die Hände, als wollte sie beten.

»Ehrlich, Hauptmann, ich habe immer wieder um die richtige Entscheidung gebetet. Euch zum Kampf gegen die Wildnis aufzufordern ist wie einen Wolf zum Schutz einer Schafsherde zu kaufen.« Sie sah ihm fest in die Augen. »Ich weiß, was Ihr seid«, meinte sie.

»Wirklich?«, fragte er. »Umso besser, Äbtissin. Können wir dann zum Geschäft kommen, nachdem wir die Höflichkeiten ausgetauscht haben?«

»Wie soll ich Euch nennen?«, wollte sie wissen. »Ihr seid trotz Eures abfälligen Verhaltens ein Mann von edlem Geblüt. Mein Kammerherr ...«

»Hatte keinen passenden Namen für mich bereit, nicht wahr, Äbtissin?« Er nickte. »Ihr könnt mich Hauptmann nennen. Einen anderen Namen brauch ich nicht.« Er nickte höflich. »Mir missfällt der Name, den Euer Kammerherr benutzt hat. Bourc. Ich nenne mich selbst den Roten Ritter.«

»Viele Männer heißen Bourc«, sagte sie. »Außerehelich geboren zu sein bedeutet ...«

»... schon vor der Geburt von Gott verflucht zu sein, nicht wahr, Äbtissin?« Er versuchte die Wut zu zügeln, die sich wie ein Erröten über seine Wangen legte. »Das ist so hübsch. So *gerecht*.«

Sie sah ihn finster an und war wütend auf sich, so wie ältere Menschen oft wütend auf die Jungen sind, wenn sie sich zu sehr in den Vordergrund stellen.

Mit einem Blick hatte er sie verstanden.

»Zu düster? Sollte ich etwas Heldentum hinzufügen?«, fragte er mit einer gewissen Theatralik.

Sie sah ihn fest an. »Wenn Ihr Euch in Dunkelheit hüllt«, sagte sie, »riskiert Ihr lediglich, langweilig zu wirken. Aber Ihr seid gewitzt genug, um das zu wissen. Es gibt also noch Hoffnung für Euch. Nun aber zum Geschäft. Ich bin nicht reich ...«

»Ich bin noch nie jemandem begegnet, der zugegeben hätte, reich zu sein«, stimmte er ihr zu. »Oder genug Schlaf zu bekommen.«

»Mehr Wein für den Hauptmann«, fuhr die Äbtissin die Schwester an, die die Tür bewacht hatte. »Aber ich kann Euch bezahlen. Wir werden von etwas heimgesucht, das aus der Wildnis kommt. Es

hat in diesem Jahr bereits zwei meiner Gehöfte zerstört und im letzten Jahr eines. Zuerst ... zuerst hatten wir alle gehofft, dass es nur vereinzelte Zwischenfälle seien.« Sie sah ihn offen an. »Aber das können wir nun nicht mehr glauben.«

»Es waren drei Gehöfte in diesem Jahr«, sagte der Hauptmann und fischte in seinem Beutel herum. Dann zögerte er eine Weile, die Kette mit dem Amulett herauszuholen, und zog stattdessen schließlich ein mit Perlen versehenes Kreuz hervor.

»Oh, bei den Wunden Christi!«, fluchte die Äbtissin. »Die heilige Jungfrau möge sie beschützen und erhalten. Schwester Hawisia! Ist sie ...«

»Sie ist tot«, sagte der Hauptmann. »Und im Garten lagen noch sechs weitere Leichen. Eure gute Schwester ist bei dem Versuch gestorben, die anderen Nonnen zu beschützen.«

»Sie hatte einen sehr starken Glauben«, meinte die Äbtissin. Ihre Augen waren trocken, aber ihre Stimme zitterte. »Ihr dürft sie nicht verspotten.«

Der Hauptmann runzelte die Stirn. »Die Mutigen verspottete ich nie, Äbtissin. Sich einem solchen Wesen ohne Waffen entgegenzustellen ...«

»Der Glaube war ihre Waffe gegen das Böse, Hauptmann.« Die Äbtissin beugte sich vor.

»Stark genug, um eine Kreatur aus der Wildnis aufzuhalten? Nein, das war er nicht«, sagte der Hauptmann gelassen. »Über das Böse möchte ich hingegen keine Worte verlieren.«

Die Äbtissin erhob sich ruckartig. »Ihr seid so etwas wie ein Atheist, nicht wahr, Hauptmann?«

Abermals zog der Hauptmann die Stirn kraus. »Ein theologisches Streitgespräch bringt uns nicht weiter, Äbtissin. Eure Ländereien haben ein böses Wesen angelockt – einen Feind der Menschen. Sie jagen selten allein, insbesondere nicht so weit entfernt von der

Wildnis. Ihr wollt, dass ich Euch von diesem Wesen befreie. Das kann ich tun. Und ich werde es tun. Aber dafür werdet Ihr mich bezahlen müssen. Das ist alles, was zwischen uns von Bedeutung ist.«

Die Äbtissin setzte sich wieder; ihre Bewegungen waren heftig und voller Wut. Der Hauptmann spürte, dass sie das seelische Gleichgewicht verloren hatte – dass der Tod der Nonne sie persönlich getroffen hatte. Schließlich war sie im Grunde nichts anderes als die Oberbefehlshaberin einer Truppe von Nonnen.

»Ich bin noch nicht ganz überzeugt davon, dass es die richtige Entscheidung ist, Euch anzuheuern«, sagte sie.

Der Hauptmann nickte. »Vielleicht ist sie es auch nicht, Äbtissin. Aber Ihr habt nach mir gerufen, und hier bin ich.« Ohne es zu wollen, hatte er die Stimme gesenkt.

»Ist das eine Drohung?«, fragte sie.

Statt einer Antwort griff der Hauptmann wieder in seinen Beutel und holte die zerbrochene Kette mit dem kleinen Blatt aus grüner Emaille auf Bronzegrund hervor.

Die Äbtissin zuckte zurück, als hätte sie eine Schlange erblickt.

»Meine Männer haben dies hier gefunden«, sagte er.

Die Äbtissin wandte den Kopf zur Seite.

»Ihr habt einen Verräter in den eigenen Reihen«, erklärte er und stand auf. »Schwester Hawisia hatte einen Pfeil im Rücken. Sie wurde getroffen, während sie etwas Schrecklichem gegenüberstand – etwas sehr, sehr Schrecklichem.« Er nickte. »Ich werde jetzt einen Spaziergang innerhalb der Mauern machen. Sicherlich möchtet Ihr in aller Ruhe darüber nachdenken, ob Ihr uns beauftragen wollt oder nicht.«

»Ihr werdet uns vergiften«, sagte sie. »Ihr und Euresgleichen bringen keinen Frieden.«

Er nickte erneut. »Wir bringen Euch keinen Frieden, sondern Schwerter.« Er grinste über dieses fehlerhafte Zitat aus der Heiligen

Schrift. »Aber wir sind es nicht, die die Gewalt erschaffen. Wir stellen uns ihr nur entgegen, wenn sie zu uns getragen wird.«

»Auch der Teufel kann aus der Schrift zitieren«, sagte sie.

»Zweifellos hatte er seinen Anteil an ihrer Abfassung«, erwiderte der Hauptmann.

Sie hielt eine Entgegnung zurück – er beobachtete, wie sich ihre Miene veränderte, als sie beschloss, ihn nicht weiter zu reizen. Und dann verspürte er ein schwaches Gefühl der Reue, weil er sie angestachelt hatte. Es war ein dumpfer Schmerz von der Art, wie er in sein Handgelenk fuhr, wenn er an einem vorherigen Tag zu viele Schwertübungen gemacht hatte. Doch er hatte keine Übung im Umgang mit Reue.

»Ich würde sagen, es ist jetzt ein wenig spät, um an Frieden zu denken.« Er setzte ein höhnisches Grinsen auf und ließ es gleich wieder verschwinden. »Meine Männer sind hier, und sie haben schon seit Wochen kein gutes Mahl und keine bezahlte Arbeit mehr gehabt. Ich sage dies nicht als Drohung, sondern lediglich als eine nützliche Mitteilung, die Eurer Entscheidungsfindung dienen könnte. Ich glaube auch, dass die Kreatur, mit der Ihr es zu tun habt, weitaus schlimmer ist, als Ihr es Euch vorstellen könnt. Ich würde sogar sagen, dass sie schlimmer ist, als ich es mir selbst vorgestellt hatte. Sie ist groß, mächtig, wütend und klug. Und sehr wahrscheinlich ist sie nicht allein.«

Sie zuckte zusammen.

»Erlaubt mir einige Minuten des Nachdenkens«, sagte sie.

Er nickte, verneigte sich, richtete sein Reitschwert an der Hüfte und ging hinaus in den Hof.

Seine Männer standen wie Statuen da; ihre scharlachroten Mäntel stachen deutlich von der grauen Umgebung ab. Die Pferde waren ein wenig beunruhigt, die Männer nicht.

»Steht bequem«, sagte er.

Sie alle holten gleichzeitig Luft, streckten die Arme, die von den schweren Rüstungen müde geworden waren, und regten die Hüften, an denen Kettenhemden und Panzer scheuerten.

Michael war der Keckste von ihnen. »Sind wir im Geschäft?«, fragte er.

Der Hauptmann sah ihn nicht an, weil er ein offenes Fenster auf der anderen Seite des Hofes bemerkt hatte, das ein Gesicht einrahmte. »Noch nicht, mein Süßer. Wir sind noch nicht im Geschäft.« Dann warf er eine Kusshand in die Richtung des Fensters.

Das Gesicht verschwand.

Ser Milus, sein Primus Pilus und Standartenträger, grunzte. »Schlecht fürs Geschäft«, sagte er und fügte gerade noch rechtzeitig hinzu: »Mylord.«

Der Hauptmann warf ihm einen raschen Blick zu und warf wieder einen Blick zu den Fenstern des Dormitoriums hinüber.

»Uns beobachten in diesem Augenblick noch mehr Jungfrauen«, erklärte Michael. »Für mich haben sie schon immer die Beine breit gemacht.«

Jehannes, der älteste Marschall, nickte ernsthaft. »Heißt das, dass es eine war, junger Michael? Oder sogar zwei?«

Guillaume Langschwert, der jüngere Marschall, bellte sein seltsames Lachen heraus, das nach den Seehunden in den Buchten des Nordens klang. »Die Zweite hat gesagt, sie sei noch Jungfrau«, jammerte er spöttisch. »Zumindest hat sie das mir gegenüber behauptet!«

Seine Stimme hatte durch den Helm, hinter dem sie hervordrang, eine geradezu ätherische Anmutung bekommen und hing nun für einen Augenblick in der Luft. Die Männer konnten das Grauen, das sie gesehen hatten, nicht einfach vergessen. Sie schoben es lediglich beiseite. Die Erinnerungen an das Gehöft waren noch zu frisch, und die Stimme des jüngeren Marschalls musste sie irgendwie wieder heraufbeschworen haben.

Niemand lachte. Das heißt, eigentlich lachten alle, aber es klang gezwungen.

Der Hauptmann zuckte die Achseln. »Ich habe beschlossen, unserer zukünftigen Auftraggeberin einige Zeit zum Nachdenken über ihre Lage zu geben«, sagte er.

Milus stieß ein abgehacktes Lachen aus. »Sie soll also in ihrem eigenen Saft schmoren, damit wir den Preis erhöhen können?«, fragte er und deutete mit dem Kopf auf die Kapellentür. »Der da drüben mag uns jedenfalls nicht.«

Der Priester stand noch immer in der Kapellentür.

»Ist er etwa schwachsinnig? Oder ist er hier der Zuhälter?«, fragte Ser Milus und starrte den Priester an. »Glitz uns einfach weiter so an, wenn es dir gefällt, Kumpel.«

Die Soldaten kicherten, und der Priester verschwand endlich in der Kapelle.

Michael zuckte unter der Grausamkeit in der Stimme des Standartenträgers zusammen und trat vor. »Was wollt Ihr tun, Mylord?«

»Oh«, meinte der Hauptmann, »ich gehe auf die Jagd.« Er entfernte sich mit einem schrägen Grinsen, ging einige Schritte auf die Schmiede zu, spannte sich an ... und verschwand.

Michael sah verwirrt drein. »Wo ist er?«, fragte er.

Milus zuckte mit den Schultern und verlagerte dadurch das Gewicht seines Kettenhemdes. »Wie macht er das eigentlich?«, fragte er Jehannes.

Zwanzig Schritte entfernt betrat der Hauptmann den Dormitoriumsflügel, als hätte er jedes Recht dazu. Michael beugte sich vor, als wolle er ihm etwas zurufen, doch Jehannes legte ihm die gepanzerte Hand über den Mund.

»Da geht unser schöner Vertrag dahin«, sagte Hugo. Er sah den Standartenträger mit seinen dunklen Augen an und zuckte trotz sei-

nes Kettenpanzers mit den Achseln. »Ich hab dir doch gesagt, er ist zu jung.«

Johannes nahm die Hand vom Gesicht des Knappen. »Der Bourc geht seine eigenen Wege.« Er gab den anderen Männern Zeit, die Köpfe zu schütteln. »Lasst ihn in Ruhe. Wenn er uns diesen Vertrag verschafft ...«

Hugo schnaubte verächtlich und blickte zu dem Fenster hinauf.

Der Hauptmann betrat den Palast in seinem Kopf.

Ein gewölbter, zwölfsseitiger Raum mit hohen, ebenfalls gewölbten Bleiglasfenstern, von denen jedes ein anderes Bild zeigte. In gleichen Abständen waren sie zwischen Säulen aus altem Marmor eingelassen, die eine Decke mit einem Kreuzgewölbe trugen. Unter jedem Fenster befand sich das Zeichen eines Sternbildes, in strahlendem Blau auf ein Goldblatt gemalt, sowie ein Band aus armbreiter gehämmelter Bronze, und schließlich auf Augenhöhe eine Reihe von Nischen zwischen den Säulen, in denen Statuen standen – es waren insgesamt elf aus weißem Marmor, und unter dem Sternzeichen des Widders war eine eisenbeschlagene Tür in die Wand eingelassen.

Genau in der Mitte des Raumes stand eine zwölfte Statue – Prudentia, die Lehrerin seiner Kindheit. Trotz ihrer festen weißen Marmorhaut lächelte sie ihn warmherzig an, als er sich ihr näherte.

»Clementia, Pisces, Eustachios«, sagte er im Palast seiner Erinnerung, und die geäderten weißen Hände seiner Lehrerin zeigten auf ein Bild nach dem anderen.

Und der Raum bewegte sich.

Die Fenster über den Sternkreiszeichen drehten sich still, und die Statuen unter dem Bronzeband rotierten in der anderen Richtung, bis die drei ausgewählten Zeichen unmittelbar gegenüber der eisenbeschlagenen Tür lagen. Er lächelte Prudentia an, trat über die Fliesen des zwölfsseitigen Raumes und drückte die Klinke der Tür herunter.

Er öffnete sie, und sie wies hinaus auf einen Garten in üppigem Sommergrün – die Traumerinnerung an einen vollkommenen Sommertag. Es war nicht immer so auf der anderen Seite der Tür. Eine kühle Brise wehte herbei. Nicht zu allen Zeiten war sie so stark – seine grüne Macht –, und er lenkte ein wenig davon mit seinem Willen ab, bog sie zu einer Kugel zusammen und steckte sie wie eine Handvoll Sommerblätter in den Hanfsack, den er sich an Prudentias ausgestrecktem Arm vorstellte. Ein Mittel gegen Regentage. Die beharrliche grüne Brise fuhr ihm durch die Haare, erreichte die Zeichen auf der gegenüberliegenden Wand und ...

Ohne Hast ging er von den Pferden weg und wusste genau, dass Michael abgelenkt sein würde – ebenso wie die Beobachterin hinter dem Fenster.

Die bevorzugten Phantasmata des Hauptmannes rührten eher von einer Irreführung als von ätherischer Macht her. Er verstärkte ihre Wirksamkeit durch seine Körperbeherrschung – ging ganz leise und sorgte dafür, dass sein Umhang nicht flatterte.

An der Tür zum Dormitorium betrat er wieder seinen Erinnerungspalast und ...

... beugte sich in den gewölbten Raum. »Noch einmal dasselbe, Pru«, sagte er.

Abermals bewegten sich die Zeichen, als die Marmorstatue auf sie zeigte, und reihten sich über der Tür auf. Er öffnete sie erneut, erlaubte der grünen Brise, ihn mit Kraft aufzuladen, und schloss die Tür wieder.

Er betrat das Dormitorium. Hier saßen ein Dutzend Nonnen, alleamt große, befähigte Frauen, im guten Licht der Fenster des Obergadens; die meisten waren mit Handarbeiten beschäftigt.

Ohne das leiseste Rascheln seines scharlachroten Mantels ging er an ihnen vorbei; sein ganzer Wille war auf seinen Glauben konzentriert, *dass seine Gegenwart hier überhaupt nicht ungewöhnlich war.* Er stieg die Treppe hoch. Niemand drehte den Kopf, nur eine ältere

Nonne starrte nicht mehr auf ihr Stickwerk, sondern sah zur Treppe, hob eine Braue, wandte sich dann aber wieder ihrer Arbeit zu. Hinter sich hörte er ein Murmeln.

Ich habe sie nicht vollständig täuschen können, dachte er. *Wer sind diese Frauen?*

Seine Eisenstiefel machten zu viel Lärm, und er musste vorsichtig gehen, denn die Macht – zumindest die Art von Macht, der er sich gern bediente – war nur von begrenztem Nutzen. Die Wendeltreppe schraubte sich mit einer Rechtsdrehung in die Höhe – wie in jeder anderen Festung auch – und hätte seinen Schwertarm behindert, wäre er ein Angreifer gewesen.

Was ich in gewisser Weise ja auch bin, dachte er. Die Galerie befand sich unmittelbar oberhalb der Halle. Sogar an diesem grauen Tag war sie voller Licht. Drei grau gekleidete Novizinnen lehnten sich in die tiefen Fensteröffnungen und beobachteten die Männer im Hof. Sie kicherten.

Er war überrascht, als er am Rande seiner eigenen Macht Spuren der *ihren* entdeckte.

Dann betrat er die Galerie, und seine eisernen Absätze kratzten metallisch über den Holzboden – es war wie eine Fanfare in dieser Welt der barfüßigen Frauen. Er versuchte gar nicht erst, die Frauen durch seinen Willen glauben zu machen, er gehöre einfach zu diesem Ort.

Ruckartig fuhren drei Köpfe herum. Zwei der Mädchen drehten sich sofort um und rannten davon. Die dritte Novizin zögerte einen verhängnisvollen Augenblick lang und sah ihn an. Wunderte sich.

Er ergriff ihre Hand. »Amicia?«, fragte er und sah ihr dabei in die Augen, dann drückte er seinen Mund auf den ihren. Er stieß ihr das gepanzerte Bein zwischen die Schenkel, hielt sie fest, hob sie so mühelos an, als wäre sie ein Kind. Und nun lag sie in seinen Armen.

Mit dem Rückenpanzer stützte er sich an der Brüstung ab und hielt sie in festem, gleichzeitig aber sanftem Griff.

Sie wand sich, und ihr Ärmel rutschte gegen den Gurt, der seinen Ellbogen schützte. Doch ihr Blick hatte sich in ihn hineingebohrt, und ihre Augen waren riesig. Sie öffnete die Lippen. Es war mehr an ihr als nur einfache Angst oder Ablehnung. Mit der Zunge leckte er über ihre Zähne. Und fuhr mit dem Finger an ihrem Kinn entlang.

Ihr Mund öffnete sich unter dem seinen – köstlich!

Er küsste sie, oder vielleicht küsste auch sie ihn. Es ging nicht schnell vorüber. Sie entspannte sich in seinem Griff; er spürte ihre angenehme Wärme durch den gehärteten Stahl seiner Armpanzerung und Brustplatte.

Doch jeder Kuss endet einmal.

»Leg nur nicht das Gelübde ab«, sagte er. »Du gehörst nicht hierher.« Er wollte aufrichtig klingen, aber sogar in seinen eigenen Ohren klang seine Stimme unbeabsichtigt spöttisch.

Er richtete sich auf und stellte sie auf den Boden, denn er wollte ihr beweisen, dass er kein Vergewaltiger war. Sie errötete wieder vom Kinn bis zur Stirn. Sogar ihre Handrücken waren rot. Sie senkte den Blick, verlagerte ihr Gewicht – er beobachtete sie ganz genau. Sie beugte sich vor ...

Und schlug ihm mit aller Kraft gegen das rechte Ohr. Das überraschte ihn vollkommen. Er geriet ins Taumeln; sein Rücken stieß mit einem metallischen Laut gegen die Wand, er fing sich wieder ...

... und drehte sich um, wollte sie sich schnappen.

Sie rannte nicht einmal vor ihm weg. »Wie könnt Ihr es wagen, ein Urteil über mich abzugeben?«, meinte sie.

Er rieb sich das Ohr. »Du missverstehst mich«, antwortete er. »Ich wollte nicht über dich richten. Du wolltest doch geküsst werden. Es war in deinen Augen zu sehen.«

Früher hatten diese Worte stets gewirkt, auch wenn sie unauf- richtig gewesen waren. Doch in diesem Fall schienen sie der Wahr- heit zu entsprechen, auch wenn er noch den scharfen Schmerz im Ohr spürte.

Sie schürzte die Lippen – es waren volle, wunderschöne Lippen. »Wir alle sind Sünder, Messire. Ich kämpfe jeden Tag mit meinem Körper. Aber das gibt Euch nicht das Recht, dasselbe zu tun.«

Ein heimliches Lächeln spielte um ihre Mundwinkel – eigentlich war es kein Lächeln, sondern etwas ...

Sie drehte sich um, ging die Galerie entlang und ließ ihn allein zu- rück.

Er stieg die Treppe hinunter, rieb sich das Ohr und fragte sich, wie viel seine Männer wohl von diesem Geplänkel mitbekommen haben mochten. Ein Ruf baute sich in vielen Monaten auf und konnte in wenigen Augenblicken wieder zerstört werden. Und der seine war noch zu frisch, um einen Respektverlust ertragen zu können. Doch er vermutete, dass ihn der graue Himmel und die hohen Galeriefens- ter geschützt hatten.

»Das ging aber schnell«, sagte Michael bewundernd, als er nach draußen trat. Der Hauptmann hielt sich davon ab, etwas so Gro- bes zu tun, wie die Hose festzuzurren. Denn wenn er die Frau wirk- lich gegen die Klosterwand gedrückt und genommen hätte, dann hätte er sich sorgfältig wieder angezogen, bevor er nach draußen trat.

Warum habe ich es nicht getan?, fragte er sich selbst. *Sie war doch willig.*

Sie mag mich.

Sie hat mich heftig geschlagen.

Er lächelte Michael an. »Es braucht halt nur so lange, wie es braucht«, sagte er. Während er sprach, öffnete sich die schwere eisenbeschla- gene Tür, und eine ältere Nonne winkte den Hauptmann herbei.

»Der Teufel möge über Euch wachen«, murmelte Hugo.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. »Dem Teufel bin ich gleichgültig«, sagte er und ging zur geschäftlichen Unterredung mit der Äbtissin.

Sobald er die Schwelle überschritt, wusste er bereits, dass sie sich entschieden hatte, ihn und seine Männer zu beauftragen. Wenn sie nämlich beschlossen hätte, es *nicht* zu tun, hätte sie ihn nicht mehr sprechen wollen. Dann wäre es im Innenhof zu Mord und Totschlag gekommen.

Doch all ihre Soldaten wären nicht in der Lage gewesen, diese acht Männer zu töten. Und das wusste sie. Außerdem hätte sie niemals nach ihm gerufen, wenn sie selbst acht wirklich gute Männer zur Verfügung hätte.

Es war wie bei der euklidischen Geometrie. Der Hauptmann konnte einfach nicht begreifen, warum die anderen Menschen nicht imstande waren, eine Sache aus allen Winkeln zu betrachten.

Er rieb sich das stechende Ohr, verneigte sich tief vor der Äbtissin und zwang sich zu einem Lächeln.

Sie nickte. »Ich muss Euch so nehmen, wie Ihr seid«, sagte sie. »Also werde ich Euch auf Abstand halten. Wie hoch sind Eure Forderungen?«

Er nickte ebenfalls. »Darf ich mich setzen?«, fragte er. Als sie die recht anmutige Hand ausstreckte, hob er den Weinbecher aus Horn an, der offensichtlich schon für ihn bereitstand. »Ich trinke auf Eure Augen, ma belle.«

Sie hielt seinem Blick stand und lächelte. »Schmeichler.«

»Ja«, sagte er, nahm einen kleinen Schluck Wein und sah sie dabei wie ein wohlherzogener Höfling weiterhin über den Becherrand hinweg an. »Ja und nein.«

»Meine Schönheit ist zusammen mit den Jahren vergangen«, sagte sie.



Miles Cameron

Der Rote Krieger

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 1168 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-31441-2

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2013

Wenn Magie zum Mythos wird – das bedeutendste Fantasy-Debüt des Jahres

Das Königreich Alba erstreckt sich bis weit in den Norden. Hier, am Königshof und innerhalb der Burgmauern, bestimmen höfische Intrigen, Turniere und die Ordnung des Gesetzes das Leben der Menschen. Dort draußen, jenseits der Grenzen, herrscht allerdings die Wildnis, unerbittlich und voll dunkler Magie. Doch die Wildnis fordert zurück, was ihr einst abgerungen wurde – und so wird ein Krieger auserwählt, sich mit seiner Schar von Söldnern der Magie und den Bestien der Wildnis entgegenzustellen. Dies ist seine Geschichte. Mit *Der Rote Krieger*, dem Auftakt seiner Fantasy-Saga, entfaltet Miles Cameron ein episches Panorama, das mit seiner Wucht und Größe seinesgleichen sucht.